

DEUTSCHER BÜHNENVEREIN  
BUNDESVERBAND DEUTSCHER THEATER

DIE THEATER  
IN DER AUSWÄRTIGEN KULTURPOLITIK

EINE PODIUMSDISKUSSION

1987

Schriftenreihe des Deutschen Bühnenvereins    Band II

# **Die Theater in der auswärtigen Kulturpolitik**

**Eine Podiumsdiskussion  
anlässlich der Jahreshauptversammlung**

**am 1. Juni 1987  
im Reichstagsgebäude in Berlin**

**Veranstalter:**

**DEUTSCHER BÜHNENVEREIN  
BUNDESVERBAND DEUTSCHER THEATER**

**Schriftenreihe des Deutschen Bühnenvereins    Band II  
Köln 1987**

Nur was im Inland blüht, ist für das Ausland sinnvoll

Um die auswärtige Kulturpolitik der Bundesrepublik Deutschland hat es in letzter Zeit kritische Diskussionen gegeben; allerdings nicht bei ihren Partnern im Ausland, sondern zuhause in Bonn, in München, überall dort, wo die widerstreitenden Meinungen aufeinanderprallen. Nicht zuletzt in Berlin, wo der Deutsche Bühnenverein am 1. Juni 1987 im Reichstagsgebäude seine diesjährige Jahreshauptversammlung abhielt und dabei - eingedenk der Bedeutung des Theaters für die auswärtige Kulturpolitik - Verantwortliche, Zuständige und Betroffene zu klärenden Worten aufs Podium bat.

Daß etwa im Kulturprogramm des Goethe-Instituts, der wichtigsten Mittler-Organisation für die auswärtige Kulturpolitik, nicht nur die Werke des Namenspatrons vertreten sein sollen, wird selbstverständlich von keiner Seite bestritten. Doch auch bei der Diskussion vor den versammelten Vertretern der theatertragenden Städte und der Bühnen in der Bundesrepublik Deutschland wurde deutlich, daß die Meinungen darüber, was neben Goethe (und dem unbestreitbaren Kulturerbe aus deutschen Landen) in der auswärtigen Kulturpolitik berücksichtigt werden soll, nach wie vor weit auseinandergehen.

Die Niederschrift dieser vom Deutschen Bühnenverein angeregten und veranstalteten Diskussionsrunde, in die schließlich auch aus dem Auditorium eingegriffen wurde, dokumentiert das vielschichtige Spektrum der kulturpolitischen Auseinandersetzung, die wohl ihre Ursache auch in einer lebendigen und spannungsreichen Kulturszene hierzulande hat. Denn darüber waren sich alle Diskutanten einig: nur das, was auch im Inland blüht, kann im Ausland sinnvoll einen Eindruck von deutscher Kultur vermitteln; eine propagandistische Fassadenkunst für die Imagepflege der Bundesrepublik Deutschland forderte keiner der Beteiligten.

Weil die Authentizität der temperamentvollen Diskussion, des aufeinander Eingehens, des sich Widersprechens und auch des aneinander Vorbeiredens erhalten werden sollte, mußte in der Niederschrift der Gestus der mündlichen Auseinandersetzung gewahrt bleiben. Die Redaktion konnte also in der Regel nicht klärend, erläuternd und sprachlich glättend eingreifen. Wo dies doch unumgänglich war und äußerst behutsam geschah, haben die Teilnehmer der Diskussionsrunde dankenswerterweise mitgewirkt.

Köln, im Oktober 1987

Deutscher Bühnenverein  
Bundesverband deutscher Theater  
Der Vorstand

Dieter Angermann

## Die Theater in der auswärtigen Kulturpolitik

### Teilnehmer der Podiumsdiskussion

D. Klaus von Bismarck  
Präsident des Goethe-Instituts, München

Prof. Dr. Hans Maier  
Präsident des Deutschen Bühnenvereins-  
Bundesverband deutscher Theater, München

Dr. Thomas Goppel  
Staatssekretär im Bayerischen Staatsministerium  
für Wissenschaft und Kunst, München

Dr. Barthold C. Witte  
Ministerialdirektor und Leiter der Kulturabteilung  
des Auswärtigen Amtes, Bonn

Prof. Dr. Peter Wapnewski  
Vizepräsident des Goethe-Instituts, München

Dr. Georg Lechner  
Leiter des Goethe-Instituts in Paris

### Moderation

Prof. August Everding  
Generalintendant der Bayerischen Staatstheater,  
München

### Beiträge aus dem Publikum

Jürgen Flimm  
Intendant des Thalia-Theaters, Hamburg

Freimut Duve  
MdB, SPD-Sprecher für die auswärtige Kulturpolitik,  
Bonn

Hans-Peter Gorschlüter  
Beigeordneter der Stadt Koblenz

Dr. Dr. Werner Pfeiffer  
Ministerialdirigent, Bundesministerium der Finanzen,  
Bonn

# Die Theater in der auswärtigen Kulturpolitik

## Diskussion

August Everding: Das Thema des heutigen Morgens lautet: "Die Theater in der auswärtigen Kulturpolitik".

Kultur, Sie wissen es alle, ist in der Bundesrepublik Ländersache. Für die auswärtige Präsentation der Kultur ist das Ausussenministerium zuständig, das dem privaten Verein Goethe-Institut die wichtigste Aufgabe übertragen hat, die es in eigener Verantwortung selbständig wahrnehmen soll. Das ITI kriegt sein Geld vom Bundesinnenministerium, sonst gibt der Bund kein Geld für Kultur, doch, der Bonner Oper.

Es gab in letzter Zeit viel Theater um die Theater in der auswärtigen Kulturpolitik. Aber nicht nur über dieses Theater sondern über die Aktivitäten im Ausland wollen wir diskutieren, Fragen stellen: Ist Kulturpolitik Propaganda, ist sie Gegenpropaganda, ist Kulturpolitik Werbung? Unser Bundespräsident hat gesagt, Politik ist auch immer Kulturpolitik.

Meine Damen und Herren, ich brauche mich nicht vorzustellen, aber ich möchte doch gerne unseren Präsidenten vorstellen, Prof. Dr. Hans Maier, der der Präsident des Deutschen Bühnenvereins ist, und Klaus von Bismarck, Präsident des Goethe-Instituts in München: Nietzsche hat einmal gesagt, Herr von Bismarck, Kultur gibt es nicht in Deutschland, es gibt nur Goethe und Ansätze! Ich begrüße den Staatssekretär im Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, Herrn Dr. Thomas Goppel, ich freue mich, daß Herr Dr. Barthold C. Witte, Ministerialdirektor und Leiter der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes Bonn, bei uns ist; ebenso Herr Prof. Dr. Peter Wapnewski, Vizepräsident des Goethe-Instituts in München und Dr. Georg Lechner, Leiter des Goethe-Instituts in Paris. Sie, Herr Lechner, waren in Kanada, in Korea, in Indien und können uns wirklich von der praktischen Arbeit der Begegnung, die Kulturpolitik vor Ort ist, im Ausland berichten. Rolf Dahrendorf hat einmal gesagt, auswärtige Kulturpolitik ist zwischenstaatliche Gesellschaftspolitik. Kulturpolitik ist Nehmen und Geben, Angebot und Aufnahme. Das Goethe-Institut in 149 Instituten in 67 Ländern versucht das zu vermitteln.

Herr von Bismarck, darf ich Sie fragen, was sind die Ziele, nein, noch besser, was sind die Erfahrungen der auswärtigen Kulturpolitik vom Standpunkt des Präsidenten des Goethe-Instituts aus?

August Everding: Schönen Dank. Eine Zwischenfrage, Herr Präsident, Sie waren 16 Jahre Kultusminister. Kann man aus dem, was Sie bis jetzt gehört haben, einen Spielplan machen, was ist daraus konkret zu tun?

Hans Maier: Ja, das ist natürlich eine Frage, die etwas überfallartig kommt. Zu einem Spielplan gehört ja eine gewisse Durchsichtigkeit. Auch Ausgewogenheit gehört dazu. Es darf - mindestens auf 10, 20 Jahre hin betrachtet - nichts Wichtiges fehlen. Es müssen aber andererseits auch Akzente gesetzt werden, es darf nicht jeder Spielplan jedes Hauses gleich aussehen, sonst hätten wir in Deutschland ja keine so vielfältige Theaterlandschaft überhaupt nötig, sondern könnten uns mit einem Zentraltheater und Gastspielen in der Provinz oegnügen.

Wenn ich diese Kriterien jetzt einmal versuche, auf das anzuwenden, was meine beiden Vorredner gesagt haben, dann kommen mir einige Fragen. Herr von Bismarck hat vornin gesagt, auf der einen Seite steht das Angebot im Inland. Das ist klar, das Goethe-Institut kann nichts im Ausland zeigen, was nicht im Inland produziert ist oder wenigstens in der Produktion oder in der Planung ist. Auf der anderen Seite stehen die Erwartungen des Auslandes, und sowohl er wie Herr Witte haben diesen Erwartungen einen sehr starken, mitbestimmenden Einfluß gegeben bei der Auswahl des Spielplans. Meine Frage ist nun die: Entgegennahme von Angebot auf der einen Seite, Zugehen auf Erwartungen im Ausland - genügt das? Muß nicht noch ein Drittes dazukommen, was eben dann den Spielplan zum Spielplan macht, nämlich eigene Vorstellungen über Akzentsetzungen? Mit anderen Worten und etwas zugespitzt formuliert: Ist das Goethe-Institut nur Angebotsvermittler, oder hat es eine eigene kulturpolitische Vorstellung, die sich sicher im Laufe der Jahrzehnte wandeln kann? Herr Witte hat es schon angedeutet: nach dem Krieg war das anders. Da mag der Name Goethe allein repräsentativ gewesen sein für das, was man wollte. Frage also ans Goethe-Institut: Wird da auch ein "Spielplan" ganz bewußt überlegt? Sie haben ja, glaube ich, in Ihrem Haus, ich bin noch zu kurz Mitglied des Goethe-Instituts, eine Gruppe, die sich mit Theater, mit Theaterarbeit beschäftigt.

Und in Richtung von Herrn Witte möchte ich folgendes fragen: Er hat sehr die gute Zusammenarbeit herausgehoben, und wir freuen uns darüber, denn das ist ja in

unserer Geschichte nicht alltäglich, daß die politischen Autoritäten und die künstlerischen auf diesem Gebiet relativ friedlich miteinander umgehen und gemeinsam vieles erreichen. Dennoch, jede Verwaltung, auch die beste, braucht ein Krisenmanagement, und meine Frage ist einfach, wie läuft so etwas ab, wenn es zu einer Krise, zu einer Auseinandersetzung, einer verschiedenartigen Optik zwischen Goethe-Institut und Auswärtigem Amt kommt? Gibt es da eingespielte Verfahren? Diese Fragen würde ich gern Herrn von Bismarck und Herrn Witte stellen.

August Everding: Danke schön. Wir haben ausgemacht, wir machen einmal einen Durchlauf. Wir merken uns die Fragen.

Ich möchte Herrn Dr. Goppel fragen, ob er angesichts dieser Definitionen die Kurskorrektur des bayerischen Ministerpräsidenten hier formulieren möchte.

Thomas Goppel: Meine Damen und Herren, lieber Herr Everding. Zunächst einmal macht die Tatsache, daß ich mich jeweils des Mikrophons des Goethe-Instituts bedienen muß, um zu antworten, doch wohl sehr deutlich, wie sehr Kultur und Politik zusammenhängen und auch aufeinander angewiesen sind. Und wie sehr wir in der öffentlichen Diskussion auch alle miteinander zu Recht Wert darauf legen, daß eine große Bandbreite an Angeboten vorgehalten wird. Die Tatsache, daß ich es darf, ist ein sehr positives Zeichen.

Die Festlegungen, die Herr von Bismarck getroffen hat, sind allesamt zu unterschreiben und ich könnte sehr schnell zur Tagesordnung übergehen, wenn die Theorie, die dargestellt wird, mit der Praxis in allen Einzelpunkten übereinstimmt. Da sie das nicht nur in diesem Punkte, sondern auch sonst nicht tut, wird es immer zu Streitpunkten kommen.

Es wird ja ein Streit in der Bundesrepublik Deutschland dann immer besonders hoch aufgehängt, wenn der Anlaß aus Bayern kommt und er wird ein zweites Mal und noch höher aufgehängt, wenn aus dem Mund unseres Herrn Ministerpräsidenten Kritik kommt. Das dürfen wir ja auch nicht ganz vergessen. Jeder andere, der sich in diesen Fragen äußert, wird nicht so ernst genommen. Das halte ich für ein gutes Zeichen.



Unabhängig von dieser Vorgabe meine ich, daß die Definition, die Sie hier eingeführt haben, "ausgeweiteter kulturpolitischer Begriff", "Kulturbegriff insgesamt, so wie wir ihn verwenden", und dann die Definition des Herrn Bundespräsidenten, die Herr Witte eingeführt hat - "Kultur ist ein politikfreier Raum" - ,es zulassen, daß wir uns gegenseitig befruchtend auch kritische Anmerkungen zukommen lassen.

Im übrigen sind die Gegner der Äußerungen des Herrn Ministerpräsidenten ja nicht gerade zimperlich gewesen. Wenn man aber seine Äußerungen zum Maßstab nimmt, würde ich sagen, das war im Verhältnis das "Säuseln im Walde". Ich bin gerne bereit Ihnen das nachzuweisen, wenn das Ihr Wunsch ist.

Ich glaube, Herr Witte hat da noch ein zweites gesagt. Und da setzt dann eigentlich für mich die Frage nach der Berechtigung von Wünschen ein. Ich würde das nicht als Forderungen bezeichnen, sondern als Wünsche. In der demokratischen Diskussion geht es im wesentlichen immer um Wünsche, die jemand äußert und dann anschließend natürlich um den Grad der Durchsetzbarkeit, der in der Diskussion erzielbar ist, auch aufgrund von Gegebenheiten, die man miteinander jeweils zu diskutieren hat.

Herr Witte hat gesagt, Kultur ist nicht das Wahre, Gute und Schöne.

Barthold C. Witte: Ich habe gesagt: Kultur ist nicht nur das Wahre, Gute und Schöne als Freizeitgenuß.

Thomas Goppel: Das haben Sie eben nicht gesagt, ich habe sehr genau aufgepaßt und genau das ist der Punkt, wo unsere Kritik einsetzt. Sie haben erst später gesagt, man muß das Ganze zeigen. Ich will durchaus sehen, daß Sie im zweiten Teil Ihrer Äußerungen dann die Bandbreite gemeint haben. Wir vermissen in der Gesamtdiskussion die Offenheit nach allen Seiten. Das macht die Kritik aus und diese Kritik trage ich mit. Ich trage sie auch deswegen mit, weil sie in den Äußerungen, die man in Folge des Ministerpräsidentenwortes im letzten Sommer beim Goethe-Institut ja gehört hat - das ist jetzt ziemlich genau ein Jahr her - lesen konnte, daß die Goetheaner jammern und händeringend darauf warten, daß die "großen Künstler" aus dem "rechten Lager" kommen. Allein diese Definition belegt ja, daß man selber kein besonders gutes Gewissen hat. Sonst würde man es ja so nicht formulieren. Unabhängig davon,

daß die Formulierung auch aufdeckt, welche Position die einnehmen, die sie gebrauchen. Sie bezeichnen sich selbst nämlich als relativ weit links von dem, was Sie als rechts bezeichnen. Diese Formulierung habe nicht ich gewählt. Und ich meine, daß eine solche Formulierung uns auch miteinander aufmerksam machen muß, daß wir in der Bandbreite offener bleiben müssen. Um mehr will ich gar nicht bitten und mehr will ich auch mit Anmerkungen, die aus unserer Sicht gemacht werden, gar nicht erreichen.

August Everding: Herr Dr. Goppel, wir werden sicher in der Diskussion noch auf einzelne Fragen eingehen, die der Ministerpräsident gestellt hat und auch auf seinen Wunsch nach einem helleren, farbenfroheren Spektrum zu sprechen kommen. Aber ich möchte Herrn Dr. Lechner fragen, vor Ort gibt es doch manchmal unterschiedliche Meinungen über die Präsentation. Die Botschaft will die repräsentative Darstellung, Goethe will die Widerspiegelung der widersprüchlichen Natur der Kulturszene, des Lebendigen, wie es eben genannt wurde. Wie haben Sie darunter vor Ort gelitten oder sich gefreut?

Georg Lechner: Wenn Sie gestatten, Herr Everding, will ich darüber nur eine Bemerkung machen. Ich habe nicht darunter gelitten. Ich habe diese Auseinandersetzung als normal empfunden, als demokratische Lebensform. Und wenn es sie nicht gegeben hätte, hätte ich mein Land nicht so vertreten können, wie ich das konnte. Also, diese kleinen Unfälle, oder wie Sie sie nennen wollen, gab es, aber sie haben unsere Arbeit und ich kenne drei Kontinente ziemlich gut, weder bestimmt noch charakterisiert noch behindert. Aber wenn Sie gestatten, weil ich das Wort habe, würde ich doch auf etwas Wichtigeres zu sprechen kommen als gelegentliches Kriseln in Botschaftskreisen, das wirklich am Wegrande unserer Arbeit liegt.

August Everding: Zwischenfrage, Sie sind in Ihrer Spielplangestaltung nie behindert worden von den Botschaftern?

Georg Lechner: Ich persönlich nicht. Ich kann nicht für andere sprechen. Aber ich habe mich immer an das gehalten, was Verfassung und Vertrag uns vorschreiben, das ist selbstverständlich, und ich habe damit sehr gut leben können.

Aber nun den eigentlichen Spielplan. Ich habe vor genau 25 Jahren meine Arbeit im Ausland begonnen, in Birma damals, und bin von den 25 Jahren 18 Jahre in Asien tätig gewesen, im Fernen Osten und in Indien. Ich würde Ihnen gerne folgende Schlußfolgerungen aus dieser Arbeit im Bereich des Theaters anbieten. Ich weiß, ich habe dafür ein ganz besonders aufmerksames Publikum.

In meinem zweiten Jahr in Birma hatten wir drei Theaterveranstaltungen. Sie scheinen typisch zu sein für alles, was ich in diesem Vierteljahrhundert an Theaterarbeit im Goethe-Institut erlebt habe. Manche von Ihnen erinnern sich vielleicht noch daran. Das erste war das Gastspiel eines Tourneetheaters mit dem "Prinzen von Homburg" auf deutsch. Das erreichte damals in Birma ein Zielpublikum, das Sie sich vorstellen können. Wieviele hätten 1963 in Birma deutsch gesprochen und sich für Kleist interessiert? Das ist ein Typus von auswärtiger Kulturpolitik, den wir inzwischen gelernt haben, als sehr problematisch anzusehen.

Es gab ihn aber bereits im zweiten Jahr meiner Auslandsarbeit. Das zweite, als etwas Verständlicheres, würde ich das bis heute ansehen: Die bayerische Trachtengruppe, die mit Volksmusik kam, die Mozart verpflichtet war, oder der Mozart verpflichtet war und die wahrscheinlich der größte öffentliche Erfolg war, den ich jemals in den 25 Jahren im Ausland erlebte. Es hatte den Fehler, daß, wo auch birmanische Volksmusik sich durchaus angesprochen sah, die Leute einflogen und fast schon wieder ausflogen. Und da gab es noch ein drittes Projekt: Figurentheater. Es war Albrecht Roser, der kam und zeigte, was er sich ausgedacht hatte, er schaute sich aber auch an, was birmanisches Figurentheater über die Jahrhunderte geleistet hatte. Es waren nur kurze Tage. Aber während dieser kurzen Tage seines Aufenthaltes sprach er mit seinen Kollegen, fingerte an den Puppen herum, man ergötzte sich gegenseitig an der Leistung des anderen. Das ist etwas, worüber ich später noch einmal etwas sagen wollte, nämlich diesen Dialogcharakter in unserer Arbeit, den ich als einzigen zentralen Punkt für die Zukunft ansehe und auf den ich Sie aufmerksam machen möchte.

Ich kann Ihnen in aller Kürze nur sagen, wodurch sich asiatisches Theater - um meinen Fall zu nehmen; Sie können es auf Afrika, wahrscheinlich Lateinamerika ausdehnen - unterscheidet von allem, was wir als klassisches oder modernes oder zeitgenössisches westliches Theater betrachten. Es sind wesentliche Unterschiede und wir müssen sie bedenken, wenn wir Dialog ernst

nenmen. Östliches Theater ist immer ganzheitlich, bis heute. Es ist nicht in Sprech-, Musik- oder Tanztheater getrennt, sondern dieses alles. Auch ist Theater nicht nur Theater, das heißt eine Sparte der Kulturszene, sondern schlechthin im Zentrum der kulturellen Äußerungen. Nicht umsonst ist die tiefste indische Weisheit in einen Dialog eingebettet, im größten Epos Indiens, im Mahabharata, in den Dialog zwischen Arjuna und Krishna in der Bhagawadgita. Peter Brook hat es auf die Bühne gebracht. Sie haben es vielleicht gesehen. Er hat sich 8 Jahre lang zusammen mit Jean-Claude Carrière damit auseinandergesetzt. Das wäre so eine Dialogarbeit, wie ich sie meine. Dann ist es immer ein Repertoire, das fest umrissen ist und einen Themenkodex hat, der über die Jahrhunderte sich gelohnt hat. Es ist also gegenüber uns gesagt nicht Innovationszwang, der das Theater beherrscht. Es ist sodann religiöses und kulturell-rituelles Theater, nicht säkulares Theater. Das ist von Afrika bis Asien und bis heute in allen wichtigen Theatersparten richtig. Es ist eine universelle Welt, die sich in diesem Theater ausdrückt, nicht eine partikuläre oder anthropomorphe. Es ist die Natur und das Tier selbstverständlich einbezogen. Denken Sie nur an den Yogobaum, der jedes Bühnenbild im No-Theater von Anfang an prägt oder auch an das pflanzliche Dekor im Sanskrittheater.

Es ist weiterhin ein Theater für einen ein- und gleichgestimmten Zuschauer. Nur so, die indische Theatertheorie vom "Rasika" beweist es, kann man hoffen, daß zwischen Bühne und Zuschauerraum etwas stattfindet, das Kunst sein möge. Und es ist dann etwas sehr Wichtiges, was man die Rollenidentität oder die Identität von Rolle und Leben nennen könnte. Das heißt, man hat eine Rolle nicht drauf, man ist sie. Wenn Sie bei irgendeinem japanischen Theater beobachten, wie Schauspieler vorher vor der Bühne, nachher auf der Bühne sich bewegen, es wird etwa das Gleiche ergeben. Es ist ein Sein, nicht ein Haben. Wenn ich Ihnen dann noch sage, daß, sagen wir im No-Theater, bei einem jungen Paar das Berühren der so schönen Gewänder Vollendung der Liebe bedeutet, das nur leichte Berühren, und Sie dann an Kroetz denken und an verschiedene Aktionen auf der Bühne, die die Berührung sehr ernst nehmen, dann verstehen Sie, wie verschieden das alles für Asiaten ist. Oder wenn Sie auch selbst bei "Woyzeck", das gerade inszeniert wurde in Peking, davon ausgehen, daß dieses Leiden des Woyzeck zwar universelles Leiden ist, aber sich in einer Gesellschaftsstruktur, die China nicht kennt, vollzieht, nämlich außerhalb von vertrauten Familienstrukturen, dann verstehen Sie wieder ein Pro-

plem des Verständnisses, das den Dialog nicht ermöglicht. Und wenn Sie schließlich und letztlich in Indien davon ausgehen, daß westliches Theater oft im Salon oder im Wohnzimmer stattfindet, und das indische Haus völlig andere Strukturen hat - das Wohnzimmer ist dort ein unwichtiger Raum, der wichtigste Raum ist dort, wo die Andachten, die "Pujas" abgehalten werden. In Indien werden im Wohnzimmer lediglich Höflichkeiten ausgetauscht, bei uns wird Theater gemacht im Wohnzimmer. Sie verstehen, daß wir hier vor einer langen und schwierigen Aufgabe stehen, vor einer Dialogaufgabe, die letztlich davon ausgeht, daß auswärtige Kulturpolitik etwa so sich definieren könnte wie die Höflichkeit, die die Vermutung der Vorzüglichkeit auch gegen den anderen Schein, im anderen ist. Die beste ausländische Kulturpolitik scheint jene zu sein, die diese Vorzüglichkeit des anderen sich zu eigen zu machen versucht.

August Everding: Danke schön, Herr Lechner, danke schön für die Inhalte.

Verkürzt gefragt, Grips-Theater vor Negerkindern oder Kroetz in Kalkutta, halten Sie das für einen Überfall und wenig sinnvoll?

Georg Lechner: Das ist eine sehr gute Frage, Herr Everding. Ich finde gerade das Grips-Theater sehr wichtig in unserer Arbeit, weil das Grips-Theater bereit ist, auch vor Ort zu arbeiten und auf Strukturen von Jugend und Kindsein in anderen Gesellschaften eingeht. Und nicht eine Woche, sondern wochenlang vor Ort arbeitet..

Was Kroetz anbetrifft, so bitte ich alle meine ausländischen Kollegen auch das Verzweiflungstheater des Westens genauso ernst zu nehmen, wie wir das Erlösungstheater von Asien ernst nehmen sollten. Und wir müßten halt Wege finden, uns nicht nur so schnell zu begegnen, sondern länger zu begegnen. Arbeitsformen des Dialogs zu entwickeln, die wir für die andere Spezialität des Goethe-Instituts, nämlich Deutsch als Fremdsprache als den arbeitsintensivsten Bereich, wie selbstverständlich entwickelt haben. Unsere Leute kommen nicht und holen sich laut Nürnberger Trichter Deutsch ab, sondern sie sind jahrelang bei uns und lernen unsere Sprache. Wieso können wir uns nicht vorstellen, daß auch der Kulturdialog dieses arbeitsintensive Wirken nötig hat.

August Everding: Herr Wapnewski, mehrfach ist die Frage gestellt worden, Angebot, das im Land produziert wird, Erwartung, die im Land entsteht. Im Theaterpapier des Goethe-Instituts steht, ich meine, das ist ein Widerspruch, man möchte bemerkenswerte Inszenierungen im Ausland vorstellen. Und dann steht am Schluß, Goethe möchte weniger Internationales und Bekanntes und Renommiertes vorstellen, weil die Anstöße gegeben werden müssen durch neue Namen, durch neue Ensembles und durch neue Tendenzen. Wer macht eigentlich bei Goethe wirklich den Spielplan, und wenn Sie antworten würden, "der Beirat", wer wählt denn den Beirat?

Peter Wapnewski: Also, Herr Everding, der Beirat wird gewählt vom Präsidium. Aber das ist eine Auskunft, die uns im Augenblick bei der Diskussion nicht weiter hilft.

Selbstverständlich sind wir alle das Opfer von Allgemeinformulierungen, die uns schmerzen. Wenn Sie hier sagen, das "Vorstellen bemerkenswerter Inszenierungen" im Ausland sei Aufgabe des Theaterreferats innerhalb des Goethe-Instituts, dann ist das natürlich eine außerordentlich dehnbare Formulierung, denn was ist eine "bemerkenswerte Inszenierung"? Wir haben ja in Berlin gerade das Theatertreffen hinter uns, und man kann sich wahrscheinlich darauf einigen, daß "Troilus und Cressida" und "Richard III" "bemerkenswert" waren im Sinne des Konsensus aller. Aber dieser Konsensus, glaube ich, hörte nach diesen beiden Inszenierungen auf und erzeugte, was ja zu den schönsten Möglichkeiten des Theaters gehört, große Widersprüche und Widerstände. Jetzt glaube ich genau wie Herr Everding, daß bemerkenswerte Inszenierungen einerseits und "Verweigerung des international Bekannten" andererseits in einem gewissen Gegensatz stehen, aber so kann es wohl auch nicht programmatisch gemeint sein. Ich glaube, daß die bemerkenswerte Inszenierung inszenatorisch gar keine festlegbare Größe ist, sondern sie kann selbstverständlich konventionell und historisierend und perfekt ausgeklügelt sein, sagen wir mal im Sinne Noeldes, und kann, wenn sie noch so konventionell sein mag, dadurch, daß sie in sich perfekt ist, im hohen Grade "bemerkenswert" sein und insofern innovativ (wenn wir das Modewort mal gebrauchen wollen), als man ja mit ihrer Hilfe Töne hört und Gesten begreift und innere und äußere Gebärden erfährt, die man vorner nicht erfahren hatte. Wir wissen aber alle (und es ist ja lächerlich, daß ich

das Theaterprofis sage), es kann ein großartiges Stück verhunzt werden durch eine schlechte Inszenierung. Es kann andererseits ein schlechtes Stück auf einen unerdienten Rang gehoben werden durch eine brillante Inszenierung. Das eine wie das andere wäre "bemerkenswert" und von diesem Attribut müßten wir wohl weg und uns fragen, was schickt das Goethe-Institut ins Ausland und warum? Warum Sprechtheater, was sind die Gefahren bei der Aussendung von Sprechtheater, warum nicht Oper? Obwohl Oper sich empfehle, denn sie baut ja keine Sprachbarrieren auf, nicht wahr. Was die Sänger auf der Opernbühne singen, versteht man in keinem Lande der Welt. Also haben wir da keine Sprachbarriere und andererseits wissen wir natürlich, warum eine "Turandot" oder eine "Butterfly", auch wenn sie von Sinopoli dirigiert wird, nicht nach Tokio exportiert werden sollte. Wagner ist ein anderer Fall, nicht wegen der Größe des Komponisten, sondern weil er ein typisch deutscher Fall ist und insofern verstehe ich, daß August Everdings "Lohengrin" nach Melbourne reiste.

Das sind jetzt vorläufige Bemerkungen. Wenn Sie mir nun erlauben (unsere Vorstellungsrunde hat sehr lange gedauert) und insofern eine gewisse Diskussionsdichte verhindert, möchte ich doch ein Wort zur Diskussion beitragen, indem ich eingehe auf das, was Herr Goppel gesagt hat.

Herr Staatssekretär Goppel teilt mit seinem Ministerpräsidenten die Neigung, Aussagen zu fragmentarisieren und zu isolieren und ihnen dadurch einen Wert zu geben, oder wie man heute sagt Stellenwert, der ihnen nicht zukommt. Ich möchte sehr nachdrücklich Sie daran erinnern, uns daran erinnern, daß Herr Witte vor unserer Zeugschaft nicht gesagt hat: Kultur sei nicht das Schöne, Gute, Wahre sondern Herr Witte hat gesagt (und Sie hätten nicht so früh resignieren sollen, Herr Witte), das Schöne, Gute, Wahre sei keine Sache zum Feierabendgenuß. Und damit hat Herr Witte weiß Gott recht, denn er macht uns darauf aufmerksam, daß Kultur, die ja auch mit dem Schönen, Guten und Wahren weiß Gott zu tun hat, nicht abklinkbar ist von unserem Alltagsleben, von dem, was wir tags an Lust und Leid, an Mühsal durchmachen, und daß Kultur nicht im Sinne des Bildungsbürgertums des 19. Jahrhunderts in einer Vitrine verschlossen werden kann und zu Konfirmation und Kommunion und zu Feiertagen herausgeholt wird: was ja deutlich genug historische Folgen hatte, denn es war dieses Bildungsbürgertum, das seinen Kulturbegriff eben so kostbar pflegte, wie es politisch total versagt hat.

August Everding: Meine Damen und Herren, von Herrn Wapnewski stammt ja auch der Ausspruch "Goetheland ist kein Disneyland". Aber, Herr von Bismarck wollte zu dem Vorherigen antworten.

D. Klaus von Bismarck: Ganz kurz ein paar Bemerkungen bzw. Fragen zu einzelnen Aussagen. Zunächst zu der Äußerung von Herrn Prof. Maier. Welche eigenen Vorstellungen müssen nach Ihrer Auffassung in unsere Programme eingebracht werden?

Aber zuvor noch eine andere Kurzbemerkung: Aus der Darstellung von Herrn Lechner, den ich schon lange kenne, konnten Sie ersehen, warum unsere Aktivität uns Goethe-Leuten einen solchen Spaß macht. Das gilt genauso für den Präsidenten wie für alle Mitarbeiter und all die sehr unterschiedlichen Institutsleiter. Gott sei Dank sind sie so unterschiedlich. Das wird schon allein im Blick auf die heutigen Institutsleiter in Frankreich, auf die Vorgänger von Herrn Lechner in Paris deutlich. Warum macht es solchen Spaß in diesem Geschäft? Weil man eben bei uns nicht an einem festgebauten Gelände entlanggehen kann, weil es auf Phantasie und Experimentierfreudigkeit ankommt, auf die Fähigkeit, mit einem Team sehr unterschiedlicher Leute zusammenzuarbeiten, weil es auf eine Bildung ankommt, nicht die eines bibliothekartigen Wissens, sondern vielmehr des Sinnes für Geschichte, des politischen Takttes und auch der Disziplin. Soviel hierzu.

So, jetzt zurück zur Äußerung von Herrn Prof. Maier. Warum nicht mehr eigene Vorstellungen einbringen?

Ich erinnere mich an eine Mitgliederversammlung des Goethe-Instituts - sie war die turbulenteste, die wir gehabt haben, weil ein Mitglied vorgeschlagen hatte, die Goethe-Institute sollten doch auch als eigene Vorstellung die soziale Marktwirtschaft "missionarisch" verbreiten. Die Wellen der Debatte gingen ganz schön hoch. Ich weiß nicht, ob noch Zeugen dieser Debatte unter uns sind.

Wie sehen denn die uns häufig nahe gebrachten Vorstellungen von dem aus, was als eigene Vorstellung draußen zu präsentieren wäre? Die einen haben die Vorstellung, draußen müsse es - auch um des nationalen Image unseres Landes willen - vornehmlich um die Darstellung des deutschen (mit der DDR gemeinsam) kulturellen Erbes gehen. Aus der aktuellen Kulturszene (im besonderen nach 45) gebe es ja nicht viel Vorzeigoares (meist nur



"linke Schickeria"!)). Andere wollen - im Gegenteil - den Schwerpunkt auf die Präsentation der aktuellen Kulturszene gelegt wissen. Solche, vornehmlich auf die Gegenwart konzentrierten Wunschkonstruktionen decken sich nicht immer, aber oft mit denen der kulturell interessierten Partner im Ausland. Wir dürfen uns auch solchen letzteren Wunschkonstruktionen aus dem Ausland nicht einfach ausliefern, vielmehr fühlen wir uns von unserem kulturpolitischen Auftrag her verpflichtet, das deutsche kulturelle Erbe unter Umständen auch dort interessant und lebendig zu machen, wo es bisher keine vitale Nachfrage nach ihm gibt.

Mehrfache Überprüfungen durch Vorstand und Präsidium - auch in letzter Zeit - haben ergeben, daß die Repräsentation im Ausland im Blick auf das Gesamtprogramm eine sehr vertretbare Mischung von kulturellem Erbe und aktueller Szene darstellt.

Ich habe in den letzten zehn Jahren viele Briefe von Abgeordneten auf meinen Schreibtisch bekommen. Sie betreffen meist das "Deutschlandbild", das nach Auffassung dieser Briefeschreiber im Ausland präsentiert werden sollte. Ich vermute, diese Art Abgeordnete hat bisher zwar nicht die Mehrheit. Aber es gibt sie. Sie verbinden ihre eigenen Vorstellungen von auswärtiger Kulturpolitik mit der Wunschkonstruktion, das richtige Deutschlandbild könne so wie das Bild des Bundespräsidenten in einer Botschaft oder sonstwo in einem goldenen Rahmen in den Goethe-Instituten usw. aufgehängt, d.h. vorgezeigt werden. Wenn ein neuer Präsident, eine neue Regierung gewählt wird, wird das Bild natürlich ausgewechselt. Das neue Bild wird nun repräsentativ aufgehängt. Diese Wunschkonstruktion ist naiv. Denn sie geht - oft wohl ohne sich dessen voll bewußt zu sein - von der irrigen Vorstellung aus, die Mittler-Organisationen der auswärtigen Kulturpolitik seien so eine Art PR-Instrumente der (jeweiligen) Regierung. Zum zweiten wäre es abwegig, davon auszugehen, so etwas wie ein einheitliches Deutschlandbild gebe es überhaupt oder müsse es geben. Vielleicht gibt es so etwas im Bereich der Anhänger der CSU in Bayern; der CDU, der FDP, der Grünen. Aber das Deutschlandbild unserer Bundesrepublik, unserer Gesellschaft ist notwendigerweise aus historischen, politischen Gründen kontrovers. Wenn wir fair zu sein versuchen gegenüber all diesen sehr unterschiedlichen Konzeptionen von Deutschland, so können wir das Ganze nur als Mosaik darstellen. Darum bemühen wir uns. Und die Farben dieses Mosaiks sind natürlich nicht nur durch die Parteien bestimmt.

Abgesehen von den erwähnten Abgeordneten-Briefen, die auf meinem Schreibtisch landeten und die ich aufgenossen habe, glaube ich, daß es dennoch schon von der Bundesrepublik aus gelegentlich etwas einzubringen gibt: zum Beispiel bei Jubiläums-Daten wichtiger Gestalten unseres kulturellen Erbes, nicht nur unseres Namenspatrons Goethe, sondern von Mozart oder von Luther. Solchen Daten müssen wir natürlich Rechnung tragen, und zwar nicht nur von unserer Verpflichtung gegenüber dem kulturellen Erbe her, sondern weil solche Würdigungen auch im Ausland gewünscht werden und diese Namen internationale Faktoren der Kultur darstellen. Es wäre aber zum Beispiel witzlos, meinetwegen in Manila ein großes Luther-Festival zu zelebrieren, wenn sich dort niemand dafür interessiert. Also, es gibt einerseits Daten, es gibt Jubiläen, die wir wahrnehmen müssen. Hier wird in den verschiedenen Regionen überlegt, wie wir eine solche Würdigung nach den regionalen Gegebenheiten am besten gestalten.

Eine andere Schwierigkeit: die politische Entwicklung in der Bundesrepublik, die Friedensbewegung zum Beispiel, die Grünen oder die Bürgerinitiativen. Die Informationsströme häufen sich bei uns, was es denn mit diesen Bewegungen auf sich habe. Wenn wir allen diesen Fragen entsprechen wollten, würde es in der Tat einen Mangel an politischem Augenmaß beweisen, wenn aufgrund dieses vielerorts gegebenen Interesses im Ausland Informationen über all diese alternativen Bewegungen usw. unsere Programme überschwemmten. Gerade dies aber wurde uns in den letzten zwei Jahren häufig vorgeworfen. Aber die Überprüfungen durch Vorstand und Präsidium ergaben, daß es für solche kritischen Annahmen keinerlei Beweise gibt.

Bei der Art der Informationen über diese neuen Bewegungen, z.B. über die Grünen oder die Bürgerinitiativen, müssen zwar auch Engagierte zu Wort kommen. Sie müssen ihre Sache auch selber vortragen können. Aber die Information darf ihnen, den Engagierten, niemals allein überlassen werden. Das waren meine Anmerkungen zu Herrn Prof. Maier, zu seiner Aussage, es sei doch auch von uns aus mehr Verbindliches in die Programmpräsentation im Ausland einzubringen.

Ich möchte noch etwas anfügen zu der Beantwortung der Frage, die Herr Everding an Herrn Lechner gerichtet hat: Ist also überall Eintracht und eitel Frieden zwischen den Botschaften und den Goethe-Instituten? Nein, Gott sei Dank nicht. Manchmal hat dies vornehmlich "Blutgruppen-Gründe", d.h. zum Beispiel bei dem

Kulturattachée und dem Leiter eines Goethe-Instituts. So gab es einmal - sagen wir einmal in Frankreich - zwischen dem damaligen links-intellektuellen GI-Leiter und dem damaligen sehr konservativen Kulturattachée jahrelang über und unter dem Tisch einen "Don Camillo und Peppone-Krieg". Der kluge Botschafter und ich haben im Fall von heißem Krieg miteinander telefoniert: Was machen wir denn jetzt? Wir haben wieder Blutgruppenprobleme! Die Konflikte müssen nur ausgetragen werden. Das haben wir bisher kooperativ mit dem Auswärtigen Amt bewältigt, d.h. einmal mit dem Auswärtigen Amt in Bonn und mit den einzelnen Auslandsvertretungen. Natürlich haben wir gelegentlich Konflikte. Das gehört zum Geschäft! Aber "eitel Friede"? Gottseidank nein!

August Everding: Darf ich hinzufügen als Information: Was interessant ist für uns Theaterleute, daß die deutschsprachigen Autoren im Zeitraum 1984-86, die im Ausland in Landessprache aufgeführt wurden, fast alles hauptsächlich zeitgenössische deutsche Autoren waren. Es waren nur "Faust", "Leonce und Lena" und "Die Räuber" klassisch, alle anderen, und es waren zahlreiche, sind zeitgenössische deutsche Autoren.

Thomas Goppel: Also zunächst einmal, Herr Prof. Wapnewski, ich habe mit Begeisterung festgestellt, daß Sie mir Neigungen zusprechen. Ich kann Ihnen auch eine nicht vorenthalten. Ihre gehört zu denen der Theaterleute, Beifall auf offener Bühne erzielen zu wollen. Denn das, was Sie mir unterstellt haben, habe ich ausdrücklich auch ausgeführt. Ich habe nämlich gesagt, daß Herr Witte im ersten Teil ein Wort vergessen hat, ich halte das nicht für ein Vergessen, sondern für einen Situationsbeschreibung, und im zweiten Teil es sehr wohl dann auch differenziert dargelegt hat. Aber das nur der Ordnung halber. Denn ich lasse mir nicht gern nachsagen, daß ich etwas verkürze, was nicht zu verkürzen ist.

Peter Wapnewski: Jetzt haben Sie Beifall auf offener Bühne.

Thomas Goppel: Nein, das ist, meine ich, wichtig. Die Tatsache, daß Sie dazwischen reden, bestätigt meine Vermutung.

Ich möchte zurückkommen zu dem, was gesagt worden ist und zu der Kritik, die allenthalben wohl dem Herrn Ministerpräsidenten entgegenschlägt, und ich möchte einfach nur mit zwei Zitaten versuchen dagegen zu halten. Sie sind sehr kurz. Ich habe sie mir, Sie wissen natürlich, daß das kommen wird, auch herausgeschrieben. Herr von Bismarck hat erst am

10.4.1987 vor ausländischen Gästen in München bei der Verleihung der Goethe-Medaille gesagt, "verdrängen Sie eventuelle negative Beobachtungen nicht, aber bewahren und pflegen Sie das Schöne". Und Herr Prof. Wapnewski hat gesagt, im März 1987, "die Bereitschaft unserer ausländischen Partner, uns gemäß unseren Verdiensten zu achten und gemäß unserer Leistung zu respektieren, vielleicht sogar uns gelegentlich, unsere liebenswerten Seiten zu lieben, ist gebunden an unsere selbstverständliche Bereitschaft, uns darzustellen wie wir sind im Gelingen und Mißlingen". Und genau das ist das, was der Herr Ministerpräsident erbeten hat, sonst gar nichts. Es geht darum, wenn ich sage, ich möchte auch von den anderen Seiten, Herr Everding, etwas zu sehen kriegen, denn ich möchte die Bandbreite haben. Deutschland präsentiert sich nicht im Bild der dunklen Nacht mit drei Blitzen und vier Donnerschlägen, sondern mit 24 Stunden eines Tages. Mit all dem, was sich in der Summe hier entwickelt und tut. Man hat den Eindruck, daß in einzelnen Programmen...nicht nur den Eindruck, sondern das wird in einzelnen Abläufen bestätigt. Das kann man immer belegen, daß man ausgewogen ist, kann aber genauso auch belegen, daß jemand unausgewogen ist. Daß da in mittleren Fristen da und dort Probleme entstehen mit dieser Darstellung der ganzen Breite, ist wohl klar.

Herr Lechner, dem ich im wesentlichen zuzustimmen bereit bin und vor allem bei seiner Beobachtung der Theaterszene eine ganze Menge an Interessantem auch für unsere politische Diskussion abzugewinnen vermag, hat unter Ihrer schmunzelnden, ja indifferent abwartenden Haltung darauf hingewiesen, daß die bayerische Folklore, die angeboten worden ist, ihre besonderen Probleme habe bzw. daß sie ihn nicht genügend befriedige. Ich möchte das ausdrücklich unterstreichen. (Zwischenruf: In Bayern!) Ja, ja, das ist ja kein Angriff. Ich sage nur, ich möchte das ausdrücklich unterstreichen. Mich würde es nicht befriedigen, wenn Sie nichts anderes als Folklore zu vermitteln als Ihre Aufgabe sähen. Ich halte es für ganz, ganz wesentlich, daß wir zu einem Standpunkt in der Diskussion gelangen, in dem gesellschaftspolitische Standpunkte und Standorte in der Bundesrepublik Deutschland offen nach außen diskutiert werden, in der der Pluralismus seine Chance auch in der Repräsentation hat. Das hängt immer von Personen ab. Und wenn die Definition von Kultur, die nicht politikfrei gemacht werden kann, stimmt, dann wird das auch immer zu Diskussionen führen und Sie werden einem, nur weil er in der Diskussion regelmäßig sich prononciert äußert, nicht verbieten können, daß er sich an dieser Diskussion beteiligt. Daß ich den Herrn Ministerpräsidenten meine, brauche ich wohl nicht zu unterstreichen.

August Everding: Herr Maier wollte unmittelbar darauf antworten, bevor ich Herrn Witte das Wort gebe. Bitte schön.

Hans Maier: Anknüpfend an Lechner und Goppel - gewissermaßen als Fortsetzung dieses innerbayerischen Dialogs. Ich glaube, unsere Schwierigkeit, Herr von Bismarck, ist es nicht, daß wir uns öffnen und sogar entäußern an andere Kulturen. Kein Land hat je so viel übersetzt wie Deutschland, kein Land in solchem Maß seine Theater für ausländische Künstler zur Ausbildung, zur beginnenden Karriere zur Verfügung gestellt. Ich sage das jetzt nicht rühmend und preisend, aber es entspricht unseren guten alten Traditionen der Einführung in fremde Kulturen und auch der kulturellen Vermittlung, der kulturellen Hilfe. Schon schwieriger ist es mit dem Dialog. Denn der Dialog setzt ja eine Bandbreite gleicher Stimmungen voraus bei ausgeprägten Verschiedenheiten. Gleiche Saiten sollen zum Schwingen kommen. Da waren mir die Beispiele, die Herr Lechner gebracht hat, hochinteressant. Es sind nämlich vor allem stumme Künste. Das Figurentheater hat in der Tat für jeden, der das in Japan oder China zum erstenmal gesehen hat, eine faszinierende, eine in die Vergangenheit reiße Wirkung. Man fühlt sich als Teil der Pelasger oder irgendeiner mittelalterlichen Kommune in Italien, d.h. Wurzeln, Vergangenheiten werden lebendig, die in unserer gegenwärtigen Kulturszene höchstens noch sehr künstlich gegenwärtig sind. Insofern hat natürlich dieser Dialog mit der ganzen Welt auch Erinnerungscharakter und sogar Provokationscharakter für unser eigenes kulturelles Selbstverständnis.

Und jetzt kommt der dritte Fall. Gibt es noch den Fall, ich frage es einfach - in Frankreich wäre es keine Frage, in England auch nicht - wo die Deutschen etwas mitzuteilen haben? Nicht missionarisch, Herr von Bismarck, da sind wir einig. Aber so wie es Missionen gibt, Gesandtschaften, so kann es auch etwas auszurichten geben, von dem wir den Anspruch erheben, es ist interessant, hört mal zu, wir teilen das mit in unserer Sprache, in unserer Tradition. Und da meine ich, sind wir allzu schnüchtern, da sind wir allzu zurückhaltend. Selbst - um jetzt ein provozierendes Beispiel zu wählen - bei der Darstellung unserer Nachkriegsliteratur! Ich stimme den Äußerungen, die Strauß gemacht hat, in einem Punkt nicht zu, wo er sagt, die Nachkriegsliteratur habe sich ausgeklinkt aus der deutschen Tradition. Man könnte das Gegenteil behaupten. Sie hat gewisse Traditionen wieder belebt, Traditionen etwa des vorbürgerlichen Realismus, von Grimmelshausen bis Jean Paul. Auch die Süddeutschen, die lange von Weimar-Jena Verfeimten, Zurückgedrängten sind seit Brecht wieder in einem Maße gegenwärtig wie noch nie. Ich sage das auch als Katholik, der die norddeutsch-protestantische Verengung unseres Literaturverständnisses immer bekämpft hat. Also da sind auch Möglichkeiten der kulturellen Vermittlung, die ganz außerordentlich sind.

Da müssen wir sehr viel differenzierter werden. Nur meine ich, wir müssen uns auch etwas trauen. Wir dürfen es auch. Ein Schulmeister, auch ein Schulminister muß sich überlegen, was ist denn wesentlich, was, wenn wir schon die allgemeine Schulpflicht haben und so etwas wie eine "Pflicht" zur lebenslangen Weiterbildung, was machen wir verbindlich? Gibt es noch solche Verbindlichkeiten? Ich meine, ja. Ich meine, daß das Goethe-Institut in den nächsten Jahren einmal in die Richtung denken sollte: Was kann verbindlich werden? Ganz unpathetisch, ganz unmissionarisch, aber doch so, daß eine Vorstellung von deutscher Tradition, Kultur, Literatur, Musik sichtbar wird. Denn wenn wir nur mit den anderen mitschwingen, archaisierend, oder wenn wir nur mit den anderen dialogisieren, übersetzend, und uns einfühlen und uns entäußern, dann wird niemand verstehen, warum wir Vermittlerorganisationen haben, sogar "Mittlerorganisationen", wie sie sich merkwürdig hochgestochen nennen - vom DAAD bis zum Goethe-Institut. Ich verstehe nicht, warum man hier den anspruchsvollen Ausdruck "Mittler" verwendet, wenn man gar keine Botschaft zu vermitteln hat. Ich sage nicht, daß man das improvisieren kann, aber darüber müßte in den nächsten Jahren intensiver diskutiert werden.

D. Klaus von Bismarck: Darf ich fragen, heißt das, Herr Maier, daß Sie meinen, das Angebot des Goethe-Instituts jetzt wäre ein Zeitgeistiges, Unverbindliches?

Hans Maier: Ich will die Antwort in eine Frage kleiden. Wir sollen bei der Aufstellung von Programmen über die Frage nachdenken: Wie erreichen wir Verbindlichkeit, oder sagen wir bescheidener: mehr Verbindlichkeit? Das heißt natürlich auch, daß man einiges wählt, einiges ganz betont auf den Schild erhebt, anderes weniger. Leiten muß uns dabei immer die Qualität. Und insofern können das Angebot und die Erwartung nicht alles sein, es muß noch etwas hinzukommen, was ich eben Kulturpolitik nenne. Denn was wäre denn Kulturpolitik, ich komme auf meine Fragen an Herrn von Bismarck und Herrn Witte zurück -, was wäre denn Kulturpolitik, wenn nicht ein Stück eigener Vorstellung, wie bescheiden immer, hier mit hereinkäme.

Barthold C. Witte: Herr Maier, ich bin skeptisch, wenn Sie hier die Forderung nach der Konzeption so stellen. Und zwar deshalb, weil ich die Befürchtung habe, dies könnte nicht bei Ihnen und Ihrer Liberalität, aber bei anderen auf

Verengung hinauslaufen. Und das gerade wäre der Tod einer lebendigen, einer modernen, einer freiheitlichen auswärtigen Kulturpolitik, die wir versuchen, und wir scheitern gelegentlich daran, natürlich, scheitern sollte ja im Kreise von Theaterleuten ein nicht zu erläuternder Begriff sein...

Thomas Goppel: Herr Witte, haben Sie das Angebot von Prof. Maier nicht als eines an diejenigen verstanden, die sich später als Mittler betätigen sollen? Die Botschaften geben ja dann wohl andere, wenn ich das richtig sehe? Einmal die Theater, auf der anderen Seite die Politik, weitere sind möglich. Hier in einer Mittlerrolle etwas zu machen, das würde ich nicht ablehnen.

Barthold C. Witte: Also, ich lehne ja auch nicht rundweg ab. Ich will nur genauer definieren, Herr Goppel. Die Konzeption einer auswärtigen Kulturpolitik der Bundesrepublik Deutschland heißt zunächst einmal, verzeihen Sie das pathetische Wort, Freiheit. Und das bedeutet natürlich nicht Verzicht auf Qualität. Es bedeutet auch nicht Verzicht auf die übrigens wegen begrenzter Mittel immer notwendige Auswahl, und das ist ein ganz schwieriges Geschäft, unter vielen Dingen, die geeignet wären, angesichts leerer oder nur halb gefüllter Kassen auswählen, was man nun nach draußen schicken kann. Aber ich möchte doch daran festhalten, die beste auswärtige Kulturpolitik unseres Landes ist die, die nun wirklich ein umfassendes Bild dieser so überaus lebendigen Kulturlandschaft Bundesrepublik Deutschland vermittelt und diese Landschaft weiter für die Botschaften von draußen öffnet. Ich sage das, da die Kategorie Stolz hier auch ein bißchen gefragt ist, durchaus mit Stolz, deswegen macht es mir Spaß, für die auswärtige Kulturpolitik im Auswärtigen Amt verantwortlich zu zeichnen. Dieses Land hat ja eine Menge zu bieten: Exemplarisches, Problematisches, Historisches, Gegenwärtiges - wirklich in bunter Mischung.

Der zweite Eckpunkt des Kanons heißt dann allerdings Respekt vor dem Partner. Und das sage ich deshalb sehr bewußt, weil an der Stelle viele, ich will mal sagen, Mißverständnisse obwalten. In einem Land, das von islamischen oder buddhistischen religiösen Traditionen tief geprägt ist, sind bestimmte Dinge, die in unserer Kultur heute stets präsent sind, nicht präsent. Das muß man wissen. Ich will jetzt gar nicht rekurrieren darauf, daß es eine große Zahl von Ländern in der Welt gibt, in denen - leider - uns diese Entscheidung dadurch abgenommen wird, daß es eine staatliche Zensur gibt, die nur das durchläßt, was sie will. Aber wir gehen da ja bis zu der

Grenze des Möglichen, und das hat seine Wirkungen, wie man in der Sowjetunion, Stichwort "Glasnost", sehen kann. Also der andere Eckpunkt, um es noch einmal zu sagen, heißt Respekt vor dem Partner, seinen sittlichen und religiösen Überzeugungen. Aber zwischen diesen beiden Eckpunkten ist so viel Raum, daß man sich dann immer noch streiten kann.

Ich war noch eine Antwort schuldig auf die Frage: Was passiert denn im Konfliktfall? Das ist, was das Goethe-Institut angeht, sehr einfach. Es gibt einen Rahmenvertrag von 1976 zwischen dem Goethe-Institut und der Bundesregierung, nein, der Bundesrepublik Deutschland, so steht's im Vertrag, aber das Auswärtige Amt handelt hier für die Bundesrepublik Deutschland - ein hoher Anspruch. Dieser Vertrag enthält Regeln: Erstens die Pflicht dazu, sich ständig gegenseitig auszutauschen, draußen vor Ort so wie zwischen der Zentralverwaltung des Goethe-Instituts in München und dem Auswärtigen Amt in Bonn. Und zweitens allerdings auch das Recht sowohl des Botschafters draußen als der Zentrale in Bonn, im Einzelfall aus politischen Gründen Veto zu sagen. Die Erfahrung von zehn Jahren, die ich nun in der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes tätig bin, hat mich freilich gelehrt: Ist der Vetofall erreicht, ist das Kind in jedem Fall im Brunnen. Denn entweder üben wir das Veto aus, dann ist die Freiheit der Kultur selbstverständlich in Gefahr, sagen viele. Oder aber wir lassen es, und dann haben wir politischen Schaden für die Beziehungen mit dem betreffenden Partnerland gestiftet. Dieses Veto ist im Grunde eine "fleet in being", ein Damoklesschwert, das über uns gemeinsam hängt und uns zu gegenseitig offenem Verhalten ermahnt. Und dazu sage ich gern: Dies läuft in praktisch allen Fällen so, die Zahl der "Fälle" ist ja nun in der Tat gering.

Und hier meine letzte Anmerkung, Herr Goppel. Sie haben die Frage der Bandbreite ja Ihrerseits noch einmal unter Rückgriff auf das, was der Ministerpräsident Strauß im letzten Sommer gesagt hat, aufgegriffen. Hier gibt's doch, fürchte ich, einige Mißverständnisse. Also zunächst einmal, das Goethe-Institut deckt zwar einen breiten Raum ab, aber nicht die gesamte auswärtige Kulturpolitik, übrigens auch nicht im Bereich des Theaters. Das Auswärtige Amt entscheidet, wie viele unter Ihnen wissen, über Großgastspiele selbst. Ja, und dann lese ich mal aus der Liste dieser Gastspiele vor, um die Bandbreite deutlich zum machen: Derzeit gastiert in Moskau mit großem Erfolg die Deutsche Oper am Rhein. Programm: "Zauberflöte", "Freischütz", "Walküre", "Bluthochzeit". Dies nenne ich die vom Ministerpräsidenten Strauß verlangte historische Tiefenperspektive.



"Woyzeck" machte Herr Flimm gerade in China, die Hamburgische Staatsoper geht nächstes Jahr nach China mit zwei Einaktern von Gluck, die Oper Frankfurt nach Israel nächstes Jahr mit Mozart, die Oper Köln mit "Fidelio" und "Meistersinger" nach Australien. Kurz und gut, was ich damit sagen will, ist folgendes: Die Berater des Herrn Ministerpräsidenten in der Bayerischen Staatskanzlei, verehrter Herr Staatssekretär, haben leider nur das gesehen, was in den Institutsberichten steht, sie haben nicht gesehen, was das Gesamtbild ausmacht. Und dazu noch eine Zusatzbemerkung. Das Gesamtbild ergibt sich doch erst, wenn man alles einbegreift, auch das, was glücklicherweise, ohne daß nur ein Pfennig Bundesgeld hineingesteckt werden muß, weltweit geschieht. Unsere auswärtige Kulturpolitik soll ja nicht den Markt ersetzen, sie soll das möglich machen, was ohne staatliche Finanzierung nicht geht. Erst das Gesamtbild ergibt das wirkliche Bild unseres Landes im Ausland, und, daran halte ich fest, dieses Bild ist an Breite, an Vollständigkeit nicht zu überbieten. Danke schön.

August Everding: Herr von Bismarck, ich habe übrigens gehört, daß es bei 17.000 Wortveranstaltungen sieben Beanstandungen gab im letzten Jahr.

D. Klaus von Bismarck: Zunächst eine Bemerkung zu dem, was Herr Witte eben gesagt hat. Diese erfreuliche Liste zeigt ja, daß alle diese Veranstaltungen mit dem Budget des Goethe-Instituts ganz unmöglich wären, wenn sie nicht als Sonderaktionen und mit Sondermitteln des Auswärtigen Amtes finanziert werden könnten. Im allgemeinen müssen wir uns aufs Klein-Klein beschränken, leider. Wir würden sehr viel mehr auch von solchen Sachen in unserem Normalprogramm zeigen. Dafür sind aber die Verhältnisse im Augenblick nicht so.

Jetzt zu Herrn Maier. Ihr Postulat oder Ihre Frage, ob das Goethe-Institut nicht mehr darauf achten müßte, was von seinem Programmangebot, von dem, was aus der Kulturszene der Bundesrepublik gezeigt wird, verbindlicher werden könne. Wer entscheidet denn darüber? Unser Beirat ist so bunt, daß es, glaube ich, eine ganz wilde Debatte wäre, gottseidank. Wer also soll das entscheiden? Ein Ministerpräsident, der Außenminister, der Präsident des Goethe-Instituts? Ich meine, das ist ein sehr problematisches Postulat. Was soll hier verbindlich werden? Ich glaube, daß das Leben, auch durch die Pluralität, die wir nur anbieten können, sichtbar wird, oder auch nicht. Auch eine schläfrige Einheit sagt etwas aus. Und die zweite Frage, die mich auch etwas beunruhigt: Sie haben

gesagt, hier kommen wir nicht d'ran vorbei, das ist doch Kulturpolitik. Aber wer entscheidet darüber, wenn wir keine Regierungskulturinstitute haben, welche Kulturpolitik denn in welchen Ländern wie gemacht werden soll? Die elastische Lösung, daß jetzt in allen Fällen und nicht nur etwa alle sechs Wochen die Konzeption genau besprochen wird, entspricht einer elastischen Zusammenarbeit. Aber mir würde grausen, bei welchem Außenminister auch immer, wenn jetzt eine plamäßige, von der jeweiligen Regierung gesetzte Politik uns vorschreiben würde, was da alles gemacht werden soll. Es würde jedenfalls eine radikale Veränderung bedeuten.

Peter Wapnewski: Ich habe zwei kleine Einwände vorzubringen und eine etwas grundsätzlichere Ausführung zu machen, wenn ich noch darf.

Also: Herr Witte muß sehr gestützt werden, wenn er uns deutlich macht, daß ein Konflikt zwischen Auswärtigem Amt und Goethe-Institut, zwischen der Botschaft im Ausland und dem Direktor des Goethe-Hauses, ganz selten vorkommt. Es ist wirklich die exzeptionelle und ganz ungewöhnliche Ausnahme.

Sodann möchte ich Herrn Goppel versichern, daß, wenn er den Herrn bayerischen Ministerpräsidenten mit meinen Worten sprechen läßt, ich fast davon überzeugt bin, daß er sehr vernünftige Äußerungen macht. Was übrigens die Kritik am Szenenbeifall betrifft oder am Mißfallen, so ist dergleichen ein Kompliment für ein sensibel reagierendes Publikum, nicht so sehr für den, der ihn auslöst.

Jetzt möchte ich Herrn von Bismarck mit der gebotenen Behutsamkeit meine Einwände vorbringen, wenn er sich kritisch über das Regietheater geäußert hat. Wir sind bei dem Thema von vornhin, nämlich bei den Indizien für "bemerkenswerte Inszenierungen", die ins Ausland geschickt werden können. Und nun gehört es mittlerweile ja zum guten Ton, das Regietheater zu verteufeln, und wir wissen ja alle, es hat sich überschlagen und dadurch selber relativiert. Aber wer wollte denn bestreiten, daß wir durch die gelegentlich auch Wahnsinnstaten der Neuenfels und Peymann und Zadek und Einar Schleef, daß wir durch sie ungeheuer viel gelernt haben und uns Ohren und Augen geöffnet worden sind. Insofern gehört sicherlich zu den "bemerkenswerten Inszenierungen", die wir ins Ausland schicken sollten, auch gelegentlich eine Leistung des sogenannten Regietheaters, und ich glaube, es war Herr Flimm, der einmal gesagt hat (und ich halte diese Bemerkung für sehr wichtig), das Regietheater hat ja nur diese große Wirkung und Intensität erreichen können, weil die gegenwärtige Dramatik gewis-

sermassen durch die Phantasie des Regisseurs kompensiert werden muß, denn die gegenwärtige Dramatik läßt den Regisseur im Stich. Jahrhundertlang haben die Theater zeitgenössische Dramatik gespielt und mit zeitgenössischer Dramatik, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen, können wir heute unsere Spielpläne nicht mehr füllen.

Und erlauben Sie mir noch ein letztes Wort zu der völlig zu Recht von Herrn Goppel und anderen vorgetragenen Forderung an das Goethe-Institut nach Ausgewogenheit, nach weiter Bandbreite, nach Offenheit nach allen Seiten, nach Pluralität. Wie wahr, und wer wollte bestreiten, daß eine solche Forderung an eine politische Instanz - und das Goethe-Institut ist natürlich unter anderm ein Instrument, das sich politisch auswirkt - berechtigt ist. Da können wir ja alle nur und müssen wir alle nicken. Ich fürchte nur, es wird sich wie eine süße Drogenwolke über unser Gemüt die Vorstellung legen, Ausgewogenheit, Pluralität, das sei ein absoluter Wert. Natürlich ist er das nicht, sondern zum Beispiel alle große Theaterarbeit, wenn sie kontinuierlich ist, ist von einer hinreißenden Einseitigkeit. Nur dadurch entsteht ja ein Ensemble von der Passioniertheit... (Applaus). Und diese Einseitigkeit auch auszustellen, gehört selbstverständlich zu einem ausgewogenen Programm; d.h. wenn Ausgewogenheit ein Resultat von Vernunft ist, gehört zur Vernunft der Politik des Goethe-Instituts auch die ausgewogene Vorstellung des Einseitigen.

August Everding: Herr Präsident, meine Damen und Herren, Sie haben mich eingesetzt, ein wenig Ordnung walten zu lassen. Ich soll um zehn vor eins fertig sein, also kann ich jetzt nur noch die vorliegenden Wortmeldungen berücksichtigen. Bitte Herr Lechner.

Georg Lechner: In der gebotenen Kürze nochmal goethespezifisch gesprochen. Die Repräsentanz nach außen kann bei einem weltweiten Jahresetat für Theater von nur ca. zwei Millionen ja doch wohl auch weiterhin nur eine Marginalie sein. Davon muß man ausgehen. Das große Theater, das große Regietheater, läuft am Goethe-Institut, schon gar in Europa, im wesentlichen vorbei. Wichtiger wird schon Gastregie vor Ort, besonders in Ländern der Dritten Welt. Hier haben wir Aufgaben, die uns niemand abnimmt, wo der Goethe-Dialogpartner der einzige ist, der eigentlich mit dem Partner am Ort verhandelt und die Aroei leistet und sich die Mühe macht. Und das heißt nicht, Gastregien von einer Woche, und das heißt nicht irgendetwas, sondern Partnerwünsche berücksichtigen, und das kann nur Goethe machen, glaube ich.

Und das Dritte: Sie haben mir mit Ihren Bemerkungen Gelegenheit gegeben, das noch einmal schärfer zu umreißen, das, was ich mit Dialog meinte. Es ist für mich aus meinen 25 Jahren Erfahrung für die nächsten 25 Jahre gesehen die eigentliche und schönste und wichtigste Aufgabe, die wir nur zusammen mit Ihnen und selbstverständlich mit dem Auswärtigen Amt leisten können. Ich sage nochmal, was ich damit meine. Es ist nicht ein oilliges Angebot, das womöglich noch entäußert, wie hier gesagt wurde, sondern das zu sich führt, eigentlich eine kopernikanische Wende im Kulturdiallog darstellt und den Wertpluralismus als etwas Selbstverständliches ansieht. Nichts kreist um ein Land und eine Kultur, sondern Kulturen kreisen ineinander und umeinander herum, und diesen Wertpluralismus ernst zu nehmen, darum geht es. Daß nicht ein Land und nicht eine Kultur ein für allemal alle Antworten gibt, sondern immer wieder neue Antworten angeboten werden, das ist damit gemeint. Ich habe in einem vierstündigen Gespräch mit Carl Friedrich von Weizsäcker in Paris gerade wieder feststellen können, wie sehr andere Bereiche um diesen Dialog, um das "tertium datur" von Lukacz ringen in der Philosophie und in der Physik, in der Nuklearphysik zum Beispiel. Es ist heute keine ernste Antwort mehr zu geben, ohne den Dialog zwischen Asien und Europa in diesen Bereichen. Das bestätigte Herr von Weizsäcker eben gerade noch. Und wenn ich vorhin sagte, daß Wesentliches im Theater ausgedrückt wurde in anderen Kulturen, so haben auch wir es gehalten mit "Faust" - oder ist das nicht zentral, was da steht? - Respekt haben durch Kennenlernen. Ich höre immer wieder das Wort, hab't doch Respekt vor den anderen, aber was heißt das? Wie hat man Respekt vor den anderen? Man hat Respekt, indem man inn besser kennenlernt. Und Kennenlernen geht nur über Zeit. Asien gar braucht Zeit. Wenn Sie dort vier Wochen sind, bekommen Sie vier Wochen "worth of asia". Wenn amerikanische Musikologen in Indien anreisen mit "Nagra" und sagten: Großer Meister, bitte gib' uns Deine Weisheit, dann fragte er, wie lange hast Du Zeit? Zwei Stunden. Dann sagte er, gut, da geb' ich Dir dann, was Du in zwei Stunden aufnehmen kannst. Wenn Du zwei Monate Zeit hast, gebe ich Dir zwei Monate. Wenn Du zwei Jahre hier bleiben kannst, wirst Du zwei Jahre erfahren. In Asien geht alles über Zeit und deshalb bitte ich, diesen Dialog etwa so zu verstehen, daß er eigentlich auf eine Jahrhundertarbeit angelegt ist. Goethe sagte das so: "Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung. Und wie sie sich zu realisieren beginnt, ist sie kaum von Fantasie und Fantasterei zu unterscheiden." Ich denke an das, was Grotowski oder Brook oder Mnouchkine oder Eugenio Barba oder Mehring und all' die Leute, die interkulturell nachdenken über Theater, seit Jahrzehnten machen und gemacht

haben. Und ich bin leider nicht der Meinung, daß wir in Deutschland heute schon genug machen. Wir haben eine große Tradition von Dialog. Sie wurde hier apostrophiert. Aber ich glaube nicht, daß wir in diesem Jahrhundert diese Tradition so weitergeführt haben, wie sie in früheren Jahrhunderten zu unserer Tradition gehörte. Ich könnte das im einzelnen belegen. Aber ich glaube, wir haben auch heute die Möglichkeit, eine Begegnungsstätte wie die amerikanische "Wesleyon University" oder ein "Maison des cultures du monde", wie es das in Paris gibt, nachzuvollziehen. Wir haben Ecken an Theatern, Probebühnen, wir haben Möglichkeiten in unseren Universitäten, auf Dinge aufmerksam zu machen, die genauso einmal zu unserer Kultur gehören könnten wie jetzt unsere eigene Kultur. Ich kann's nur mit Goethe nochmal in Erinnerung rufen. Er sagte mal in seinen Maximen, und ich habe mich immer daran gehalten: "Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden." So hätte ich gern Fremdes heimisch gemacht.

August Everding: Danke schön dafür. Ich bin nur ärgerlich, daß Sie mir mein Schlußwort vorweggenommen haben. Herr Dr. Goppel bitte.

Thomas Goppel: Vielleicht kann man sich darauf einigen, daß die Goethe-Institute eigentlich einen Auftrag haben, der sie verpflichtet, beifallsunabhängig, egal wer immer ihn den Instituten spendet, tätig zu sein oder auch mißfallensunabhängig tätig zu sein. Dabei haben sie sich zu überprüfen, wenn es zu Mißfallenskundgebungen oder auch zu allzu häufigen Beifallskundgebungen kommt, innerhalb der gesellschaftspolitischen Diskussion, unter Umständen zu überprüfen, ob sie noch richtig liegen. Wenn man sich darauf einigen kann, dann müßte man auch die Maxime noch festlegen. Und dann meine ich, daß das, was vornin Herr Witte postuliert hat, die Forderung nach der Freiheit, die wir haben, nicht als Freiheit auszulegen, alles zu schicken, was uns gerade über den Tisch kommt, auch nicht als eine Freiheit, die willkürlich auswählen läßt, sondern eine Freiheit, die mit dem Respekt ausdrücklichen verbunden sein muß, den man den anderen entgegenbringt. Jetzt komme ich zu der Rechenart, die uns miteinander im Clinch liegen läßt, unabhängig vom Theater, von den Goethe-Instituten präsentiert. Der Ministerpräsident hat sicherlich zunächst einmal 17.000 minus ...gezählt und hat ein paar Fälle, die ihm genannt worden sind, aufgezählt. Würde er das nicht tun, würde das zur Folge haben, daß man sagt, das ist eine oberflächliche Diskussion, an der wir uns nicht beteiligen. Also 17.000 minus ... muß sein, es geht

gar kein Weg dran vorbei. Sie haben jetzt präzisiert und sagen, am Ende bleibt 17.000 minus 7 sind 16.993 Veranstaltungen, die in Ordnung gegangen sind. Das ist zu wenig.

Die Frage, die danach kommt, ist nämlich die: Wo bleiben die problematischen, womöglich problematischen gesellschaftspolitischen Diskussionen, Veranstaltungen? Und da können wir von 17.000 erst mal 10.000 abzählen. Dann bleiben wahrscheinlich nochmals wieder 3.000 für die Oper - ich will das jetzt also nicht der Reihe nach machen, ich will das sehr vereinfacht tun - dann bleiben am Schluß 50 übrig. Und da setzt die Frage des Ministerpräsidenten an, wo habt ihr im Ergebnis 50 plus. Und an diese Diskussion sind Sie bis jetzt nicht herangegangen. Ich meine, es wäre wichtig, daß das Goethe-Institut die Debatte auch unter der Vorgabe führt, 50 problematische Veranstaltungen plus wieviel müssen dazu, damit das im Ausgleich wieder stimmt. Wenn man dann die Zahl 7 nochmal einsetzt (Proteste) - ich habe, darf ich das wirklich sagen, mit der Korinthenzählerei nicht angefangen, aber wenn sie hier eingebracht wird, dann steht natürlich die wunderbare Zahl 17.000 minus 7 so einfach im Raum und die erklärt mir zu wenig. Ich möchte gerne dann die umgekehrte Rechnung aufgemacht haben, und darum hat der Ministerpräsident gebeten. Wenn Sie schon 17.000 minus 7 sagen, muß ich auch umgekehrt sagen dürfen: Die Rede vor dem Goethe-Institut im letzten Sommer war eine Rede aus - was weiß ich - 700 Sätzen, ich habe sie nicht gezählt. Aber aus 700 Sätzen, von denen sind zwei diejenigen, um die wir streiten. Das ist in der Relation etwa wieder gleich.

August Everding: Das letzte Wort hier oben vom Kollegium hat Herr Maier. Dann eröffne ich die allgemeine Diskussion.

Hans Maier: Das letzte Wort natürlich nicht im Übertragenen, sondern nur im zeitlichen Sinn. Ich kann hier keine fertigen Antworten, schon gar kein Lehrstück bieten, sondern nur mit einer gewissen Hartnäckigkeit immer wieder gleiche oder ähnliche Fragen stellen. Ich habe den Eindruck, die Instrumente unserer auswärtigen Kulturpolitik, die finanziellen, die organisatorischen, die sind sehr gut, aber wir geben auf die Frage nach dem Auftrag überwiegend formale Antworten. Und, Herr von Bismarck, die Frage bleibt: Wie vermeiden wir Beliebigkeit, und wie werden wir etwas verbindlicher? Darüber sollten wir alle unvoreingenommen und unbefangenen nachdenken.

Mit der goldenen Regel von Herrn Witte, einer diplomatischen Regel, bin ich einverstanden. Im Innern alles darstellen,

möglichst breit diese offene, diese vielfältige, diese pluralistische Gesellschaft zeigen. Skeptisch bin ich nur, ob man das immer kann. Denn schon die Finanzen setzen uns Grenzen, und an dem Geschäft der Auswahl kommt keiner vorbei. Und mit der Auswahl kommt die Kritik und mit der Kritik kommt die Frage nach den Normen der Auswahl. Also, ich bin sehr dafür, daß man alles darstellt, soweit man es kann. Aber ich zweifle, ob im täglichen Betrieb des Goethe-Instituts und der kulturellen Vermittlung nicht eben auch dieses schwierige Geschäft der Auswahl gemacht werden muß, und dann ist es gut, man diskutiert drüber, und man hat Kriterien.

Die zweite Regel, Respekt vor dem Partner - auch einverstanden; sehr einverstanden mit allem, was Herr Lechner dankenswerterweise gesagt hat. Aber auch hier will ich auf eine Grenze hinweisen, die in unserer Wert- und Verfassungsordnung liegt. Unsere Staatskirchenrechtler pflegen zu sagen: Das Recht der Religionsfreiheit im Grundgesetz deckt nicht die Witwenverbrennung im Hinduismus ab. Und so hat auch der "Respekt vor anderen" selbstverständliche Grenzen. Denken wir nur daran, daß viele der Staaten der heutigen Welt Diktaturen, autoritäre Regime sind! Hier muß die Regel gelten: In den Goethe-Instituten muß Freiheit herrschen, Freiheit des Wortes. Hier darf man keinerlei höfische Konventionen abschließen, keinerlei Wahlkapitulationen ("wir lassen das 'raus, wir lassen jenes 'raus"). Das ist eine hohe Verpflichtung. Sie wird, glaube ich, nicht überall eingelöst.

Alle Politik trifft Entscheidungen, auch Kulturpolitik muß sie treffen. Kulturpolitik möchte ich von vornherein auf einen breiten Konsens gründen. Kulturpolitik ist nicht Sache einer Partei. Ich möchte sie aber auch nicht ansiedeln in einer vagen Überparteilichkeit. Das wäre unrealistisch. Und ich meine, das Goethe-Institut darf nicht nur, es soll auch Akzente setzen - immer wieder appellierend an bessere Einsicht und an überholende Erkenntnis. Aber Kulturpolitik, dazu gehört jene hinreißende Einseitigkeit, von der Herr Wapnewski gesprochen hat, eben auch. Ich möchte sie keineswegs nur den Intendanten und den Regisseuren überlassen. Darum sollte ein offenes Wort der Politik ebenso freimütig aufgenommen und offen diskutiert werden.

Vermittlung deutscher Kultur, das heißt nicht Flucht in eine zeitferne und zeitüberhobene Klassizität, in eine hölderlinisierende Zeitlosigkeit. Aber auch nicht, um es zugespitzt mit Botho Strauß zu sagen, Flucht in das "juste milieu des Subversiven". Denn natürlich kann auch Subversion und kann auch Innovation nach einiger Zeit wieder zu einer neuen Spießbürgerei werden. Und auch da muß die Kritik einsetzen, und zu dieser Kritik wollte ich mit diesen Fragen beitragen, ohne damit Antworten, schon gar nicht endgültige, geben zu können.

Jürgen Flimm: Ich bin Herrn Wapnewski sehr dankbar, daß Herr Goppel hier Kreide frißt. Ich finde, er sollte uns gleich sagen, was ihm im Angebot des Goethe-Instituts fehlt. Ich habe ziemlich lange im Theater-Beirat gesessen. Ich bin mehrere Male für das Goethe-Institut unterwegs gewesen, ich kenne einige Institute sehr, sehr gut und möchte jetzt gerne 'mal wissen, was ihm an der Bandbreite fehlt.

Dann glaube ich, daß hier zwei Kulturbegriffe durcheinander laufen, Herr Goppel. Wir meinen, daß wir uns in einer ganz großen deutschen Tradition befinden, die schon weit vor Lessing angefangen hat, mit einem Kulturbegriff, dem Kritik inne war. Ich will es mal als Beispiel sagen. Ich bin zusammen mit Stein, Doll und Heyme freundlicherweise als Delegierter nach Budapest geschickt worden, zur KSZE-Folgekonferenz. Wir haben dort immer erklärt, wir reden nicht für die Regierung, wir reden nicht für die Bundesrepublik Deutschland, sondern wir reden für uns, aus eigenem Recht. Wir fühlen uns unserem Staat insofern verpflichtet, als wir uns dem Grundgesetz verpflichtet fühlen. Und wirklich haben wir uns auf dieser Konferenz unter anderem über unsere Regierungen geäußert. Merkwürdigerweise, Herr Witte kann das bestätigen, hat dieses kritische Verhalten, aus eigenem Recht und nicht für den Staat zu sprechen, Eindruck gemacht. Es war dieses Auftreten von uns, daß wir uns als freischwebende, künstlerische Intellektuelle beschrieben. Das haben nicht nur die Theaterleute, das haben unter anderem auch die Schriftsteller gemacht. Da können Sie sehen, daß das die Bundesrepublik dargestellt hat. So war es kürzlich wieder in Peking. Der einzige Weg dabei war, daß man hingeht und sagt, ich habe ein Angebot, das hieß in diesem Falle Büchner, sein "Woyzeck", wollt Ihr das annehmen? Und daß man nicht als Kulturimperialist auftritt und sagt, Büchner ist es und "Woyzeck" ist es. Ich glaube, daß die Qualität da ist, daß jedes Institut für sich autonom am Ort arbeitet. Das ist in Manila anders als in Boston, das ist in Boston anders als in Südamerika. Und das ist die Aufgabe der Politiker, ob sie nun Strauß oder Johannes Rau heißen, wie auch der Leute, die die Aufsicht haben: denen dort den Raum frei zu halten. Und wenn es die sieben sind, Herr Goppel, dann lassen Sie doch die sieben Sachen zu, die vielleicht nicht ganz auf der Linie sind. Die Mitte, die von Ihrer Partei immer beschrieben wird, bestimmt sich von den Rändern. Und Pluralismus, den wir auf unsere demokratische Fahnen geschrieben haben, bestimmt sich durch die Ränder. Und die plurale Einlage ist umso stärker existent.



Freimut Duve: Herr Vorsitzender, meine Damen und Herren, ich habe mich selbst etwas eingeladen zu dieser Versammlung, um daran zu erinnern: Erstens, daß die Kulturpolitik der Bundesrepublik Deutschland nicht nur aus Bayern besteht, zweitens, daß es auch Aufgabe, eine sehr vornehme Aufgabe des Parlaments ist - ich bin der Sprecher der SPD für die auswärtige Kulturpolitik - über diese Dinge nachzudenken. Wenn Flimm gerade gesagt hat, "herr Goppel erlauben Sie doch", dann sage ich, Herr Goppel hat überhaupt nichts zu erlauben. In dieser Frage möchte ich drei Bemerkungen zum Goethe-Institut machen. Die erste ist die, daß wahrscheinlich Herr Sattler seinerzeit die glücklichste und beste Formel entwickelt hat, die dann von allen Parteien im Laufe der Zeit akzeptiert wurde. Das Goethe-Institut ist kein Instrument der Regierung, sondern bietet die Möglichkeit, das, was an kulturellem Leben im Lande ist, draußen darzustellen, mit dem großen Risiko und den großen Chancen, die aus dieser dezentralen Vielfältigkeit sich ergeben.

Natürlich muß das einzelne Institut ein hohes Maß an eigener Verantwortung und Kenntnis einbringen. Nur in Erinnerung gebracht: Wenn es heute wieder ein Yoruba-Theater gibt in Lagos und anderswo, dann war es das Goethe-Institut, das dieses Yoruba-Theater wieder ins Leben gerufen hat. Da hat ein Leiter mit Yorubas geredet und Theaterleute geholt, und heute gibt es dieses Theater wieder. Dieser Dialog findet überall auf die verschiedenste Weise statt. Seit einigen Jahren haben wir nun einen fundamentalen Angriff auf diese Grundkonzeption, um die wir in aller Welt beneidet werden. Es geht in der langen Rede von Herrn Strauß und Herrn Goppel nicht nur um drei oder vier Formulierungen. Es geht um das Grundsätzliche. Man will diese Form nicht mehr. Man will stattdessen eine verbindliche Form und wie verbindlich auch immer Herr Maier so etwas darstellt - er ist einer der diplomatischsten Kulturpolitiker im Lande - so muß man sich doch gegen die inhaltliche Verbindlichkeit, die er fordert, wehren, weil sie gar nicht mehr gilt und gar nicht mehr funktioniert.

Ich will ein anderes, erfolgreiches Beispiel nennen: Wenn heute der "Neue deutsche Film" in aller Welt als eine große und interessante Leistung der 70er Jahre

gesehen wird, dann ist diese Sicht durch das Ausland vermittelt worden, in Gang gesetzt worden durch Leistungen von Goethe-Institutsdirektoren in New York und in Mexiko. Wenn die beiden nicht gewesen wären und diese neuen deutschen Filme nicht eingeladen hätten - das hat dort wochenlanges Arbeiten gekostet - dann hätte es diese internationale Anerkennung dieses Films nicht gegeben und all die Veränderungen, die diese Anerkennung auch bei uns dann, auch in unserem Selbstbewußtsein erzeugt hat. Das ist nur ein weiteres Beispiel.

Also, bitte, meine Damen und Herren, es geht um eine grundsätzliche politische Auseinandersetzung. Die Mehrheit des Deutschen Bundestages, die Mehrheit der Bundesländer, die ja für die Kulturpolitik in erster Linie im Innern zuständig sind, will die traditionelle Form, die wir auch in der Enquete-Kommission festgelegt haben. Und eine kleine Minderheit, nämlich die Vertreter der CSU und da nicht mal alle, aber eben die Bayerische Staatsregierung wollen eine andere Form. Und das muß ganz klar gesagt werden. Ich bin froh, daß wir mit den anderen Koalitionspartnern der CSU im Bundestag in dieser Frage im wesentlichen einer Meinung sind. Eine merkwürdige Koalition und eine angenehme oder unangenehme Mehrheit - je nachdem wie man will. Deshalb war es vielleicht wichtig, dem Podium, das sehr münchenerisch besetzt ist, einen kleinen Akzent entgegenzusetzen.

August Everding: Dankeschön. So, Herr Gorschlüter, Koblenz.

Hans-Peter Gorschlüter: Ich sehe die Gefahr, daß das, was ich sagen möchte und daß das, was Herr Prof. Maier angedeutet hat, sehr leicht mißverstanden werden kann, vor allem nach dem Beitrag von Herrn Freimut Duve. Mir ist in praktischer Erfahrung einer örtlichen Großstadt aufgefallen, daß das Angebot des Goethe-Instituts, bei dem ich als freier Mitarbeiter auch mitgearbeitet habe, so eine gewisse Austauschbarkeit hatte, so etwas bloß Additives. Daneben habe ich die Arbeit des Institut Français und deren Angebot in derselben Stadt studiert. Wir wissen natürlich, daß französische Kultur sehr viel stärker auf Klassiken hin orientiert ist, auf Repräsentativität, Repräsentativität nicht im Sinne der Selbstdarstellung des Landes. Auf der französischen Seite fand ich auch besser, was Herr Lechner

gesagt hat: Die Dialogbereitschaft war da, aber Dialogbereitschaft will ja auch das Spezifische einer anderen Kultur. Ich möchte nicht mißverstanden werden, daß wir jetzt so einen Kanon machen und daß aus politischer Angstlichkeit etwas ausgeklammert wird, daß Braves geboten wird. Ich glaube nicht, daß es eine leichte Repräsentativität gibt. Ich habe manchmal die Franzosen beneidet um die größere Kohärenz, um einen nicht durch Regeln und Verwaltungsvorschriften definierten Kulturbegriff und das können nicht die Goethe-Institute allein leisten, dazu gehört Kritik, Theaterkritik, Literaturkritik, Musikwissenschaft. Ich glaube, es wäre ganz gut, wenn man in Deutschland diese Frage: "Was steht hier für eine spezifische Kultur?" mit durchdenken würde. Vielleicht würde es uns im Ausland helfen.

August Everding: Danke schön. Nicht symptomatisch, aber das letzte Wort hat das Bundesfinanzministerium. Herr Pfeiffer, Sie hatten sich eben gemeldet, Sie ziehen zurück oder?

Werner Pfeiffer: Ich darf hier an dieser Stelle sagen, daß der Bund in seinen Zwängen mit den Ausgaben in der Sozialpolitik, im Bereich der Verteidigung, in keinem Falle, wie es bei Herrn Bismarck hier und da 'mal angeklungen ist, sich zurückzieht, sondern daß der Bund in seinem finanziellen Engagement Schritt für Schritt Kulturpolitik voll verwirklicht. Dabei ist vorhin gesagt worden, 1,2 Millionen. Das soll nicht im Raume so stehen bleiben. 200 Millionen sind die Aufwendungen des Bundes für das Goethe-Institut insgesamt. Bleibt mir eigentlich als letztes nur zu sagen, daß für das Goethe-Institut, für das wir uns sehr engagieren, die finanziellen Ressourcen nicht zurückgehen. Sie bleiben, wenn sie auch nicht steigen können.

August Everding: Danke schön. Es war eine offene Frage gestellt worden von Herrn Flimm an Herrn Goppel. Möchten Sie noch antworten oder wollen Sie das dem Gespräch am Mittagstisch überlassen? Nein, Sie wollen. Bitte.

Thomas Goppel: Ich bitte schon um Nachsicht, aber da sind ein paar Dinge, die ich nicht so stehen lasse, vor allem die Definition oder die Unterscheidung

im Kulturbegriff. Die Tatsache, daß wir Kritik äußern, ist ein Beweis dafür, daß wir den gleichen Kulturbegriff haben. Wenn der Herr Duve die Freundlichkeit besitzt und sagt, ich hätte nichts zu erlauoen, dann kann ich nur sagen, er hat auch nichts zu verbieten. Das gilt dann ganz genau so und das wollen wir doch miteinander nicht vergessen.

Aus dem Referat, das der Herr Ministerpräsident bei den Goethe-Instituten gehalten hat, entnehme ich eigentlich nur, daß er sich eine größere Offenheit bei der Aufnahme aller in Deutschland sich entwickelnden Richtungen, Ziele, Tendenzen erwartet. Ich werde den Teufel tun, lieber Herr Flimm, und Ihnen hier eine Auflistung geben. Das ist nicht Aufgabe der Politik, hier im einzelnen zu sagen, den oder jenen wollen wir, weil wir dann in der Diskussion sofort an der Wand stehen wegen eines bestimmten Namens. Daß die Bandbreite nicht abgedeckt ist, ist mir zu Genüge dadurch belegt, daß eine Reihe von denen, die angegriffen sind, nicht selber die Nachfrage stellen, wo sie denn unter Umständen etwas vernachlässigen. Ich glaube, daß wir in dieser Diskussion auf allen Seiten ein Stück weit verbohrt sind und das Miteinanderreden verlernt haben.

August Everding: Herr Flimm, Herr Goppel, ich setze Sie gleich beim Nachttisch zusammen.

Meine Damen und Herren, unsere Theater, auch das sei oitte bedacht, unsere Theater mit künstlerischer Freiheit und staatlicher Alimentation sind auch ein Stück Kulturarbeit und mehr als das. Und daß Ausländer so oft an unseren Theatern arbeiten können, fast bis zu 60 Prozent, ist auch eine Tatsache, die nicht vergessen bleiben darf. Darf ich Sie an eins erinnern. Laßt uns nicht das Licht ausblasen, um den Schatten zu oeseitigen. Denn das wird ja immer wieder auf uns zu kommen. Ich danke dem Gremium. Herr Lechner, wir hatten nur zwei Stunden Zeit und damit wenig Zeit zur Einsicht. Sie haben mit Recht gesagt, es ist ein Jahrhundertwerk. Aber jedenfalls für uns ist es noch die nächsten zehn Jahre eine wichtige Aufgabe. Heute waren es nur zwei Stunden, für die danke ich Ihnen.



